

# Gute Eltern lieben alle Kinder gleich... oder?

**Tabuthema Lieblingskinder** Natürlich hat unsere Autorin ein Lieblingskind. Sogar mehr als eines. Sich mit der Frage aber wirklich auseinanderzusetzen, bleibt knifflig.

**Mirjam Oertli**

Meist liegt sie eingerollt am Rand des Familienlebens wie ein schlafendes Hündchen. Nur manchmal erwacht sie, kläfft einen an und verbeisst sich dann im Fussgelenk: die Frage nach dem Lieblingskind. Es kann ein Beitrag sein, der in den Tiefen des Netzes lauert und einen plötzlich grübeln lässt, ob man nicht doch das eine oder andere Kind bevorzugt behandelt. Es können Gespräche mit (oder Beobachtungen von) anderen Eltern sein. Und nicht selten fordern einen die eigenen Kinder heraus. («Mir hättest du das nie durchgehen lassen!»)

Sicher ist man auch schon über Zahlen gestolpert. 65 Prozent der Mütter und 70 Prozent der Väter, heisst es in einer Studie der University of California, haben ein Lieblingskind. Ziemlich viele, aber es bleibt ein Drittel übrig, denkt man noch. Da zitiert bestimmt schon jemand den Wissenschaftsjournalisten Jeffrey Kluger: 99 Prozent der Eltern

hätten eines – und der Rest lüge. Was also soll man sagen, wenn das Hündchen mal wieder kläfft? Natürlich habe ich kein Lieblingskind. «Gute» Eltern, die man ja sein will, haben keine Lieblinge. Aber ist mir angesichts der Zahlen zu glauben? Glaube ich mir selbst? Und würde ich es überhaupt merken, wenn ich mir etwas vormachte? Vielleicht blubbern sie ja im mütterlichen Unbewussten, die unliebsamen Emotionen.

## Inventur der bewussten Gefühle

In dessen Tiefe vorzudringen, ist schwer. Bleibt nur, es hie und da mit der Inventur der bewussten Gefühle zu versuchen: Zu welchem unserer Kinder, frage ich mich dann, fühle ich mich wie (oder am meisten) verbunden? Hm. Da ist die Älteste, die ihre Ansichten gern so intensiv wie argumentativ treffsicher kundtut, wofür ich sie feiere. Da ist das Mittelkind, das öfters in plötzlicher Selbstvergessenheit die altersbedingte Coolness ablegt

## Die Älteste glaubt, die Mittlere sei mein Lieblingskind oder der Jüngste. Die Mittlere tippt auf die Älteste.

und mich drückt, sodass mir das Herz warm wird. Und da ist der Jüngste, der mich abends nach ausführlichen Berichten auch mal mit der Frage überrascht: «Und wie war dein Tag?» Genau so ausgeglichen wie die gefühlte Nähe sind aber auch Momente, in denen teils Banales die harmonische Eltern-Kind-Beziehung temporär torpediert: Hier die Jacke, die ich zum x-ten Mal vom Boden auflese. Da das Cha-

otenum im Zimmer, Minuten nach dem Entrümpeln. Dort der Einsatz roher Gewalt als Antwort auf Geschwisterstreit. Wenn dann noch das Geschrei darüber, wer zuerst ins Bad darf, so laut wird, dass ich mir die Ohren mit Klopapier stopfen möchte (könnte ich denn ins Bad), kommt es gar vor, dass ich mich akut keinem Kind besonders zugewandt fühle – auch wenn ich sie «overall» alle innig liebe.

## Die absolute Wahrheit gibt es nicht

Habe ich also gleich drei Lieblingskinder? Oder eben keines? Es wäre immerhin möglich, dass ich zum Drittel gehöre, das (je nach Studie)... Sie wissen schon. Ich kann ja nicht mal sagen, welche unserer zwei Katzen mir näher steht. Haha, netter Versuch, oder? Aber so macht man es sich wohl zu einfach.

«Siehst du, das meine ich. Jetzt bist du wieder auf ihrer Seite», höre ich. Hatte ich doch versucht, den Badezimmerkampf mit einem «jetzt lässt sie mal vor,

sie muss doch gleich los» zu schlichten. Kontext eben. Aber der scheint vielfältiger interpretierbar als gedacht, wie die weitere Reaktion zeigt. Die absolute Wahrheit jedenfalls: Man sucht sie immer vergebens.

Könnte es also doch sein, dass ich eines der Kinder häufiger vorziehe? Ob sich dies einfach in «Lieblingskind» übersetzen liesse, wäre zwar zu diskutieren. Dennoch wünschte man sich manchmal ja fast Videoanalysen des eigenen Verhaltens, wie teils in Studien, und eine buchhalterische Auswertung: dieses Kind soundso oft soundso behandelt, jenes soundso oft.

## Wenn alle glauben, der Liebling zu sein

Mindestens zur wahrgenommenen Bevorzugung kann man die Kinder aber zum Glück befragen. Hier das komprimierte Resultat meiner Feldforschung (zu einem Zeitpunkt, als keines ins Bad wollte): Die Älteste glaubt, die Mittlere sei mein Lieblingskind oder – sie überlegt – der Jüng-

te. Die Mittlere tippt auf die Älteste. Und der Jüngste meint, er sei das Lieblingskind vom Papa, aber nicht meins. Sagen wir mal, darauf lässt sich aufbauen. Halb beruhigt schüttle ich die Kläfffrage wieder vom Fuss. Mit dem Vorsatz, sie auch nächstes Mal nicht abzuwürgen. Fühlen sich Kinder permanent benachteiligt, kann dies Folgen haben, etwa für den Selbstwert oder das Risiko für spätere Depressionen. Letzteres ist gemäss einer Studie in «The Journals of Gerontology», überraschend, auch bei «Lieblingskindern» erhöht.

Selbst wenn das «Lieblingskind-Ding» eine undefinierbare Sauce aus Subjektivität und Kontext bleibt: Für Selbstreflexion und versuchte Gleichbehandlung, wo eine ungleiche Behandlung nicht nachvollziehbar ist, gibt es also gute Gründe. Und vielleicht finde ich ja irgendwann noch heraus, wie es mein Vater macht: Familiären Interna zufolge glauben fast alle seiner sieben Enkelkinder, sie seien sein unangefochtener Liebling.